

DIE KRANKHEIT GESPIELT, DAS MITGEFÜHL ECHT

Patienten brauchen nicht nur einen fachlich kompetenten Arzt, sondern einen mitfühlenden Begleiter. Am Universitätsklinikum wird der Nachwuchs dafür vorbereitet.

MEDIZINSTUDENTEN ÜBEN AN SIMULANTEN

22 „Das ist ein Glioblastom, also, die bösartige Form eines Hirntumors.“ Unsicher wühlt der Arzt in seinen Unterlagen, räuspert sich, stottert. Das Telefon klingelt und der Mann, der soeben ein Patient geworden ist, muss warten. Statt mit Mitgefühl wird er mit Fachwörtern überschüttet und mit einer tödlichen Diagnose allein gelassen. Kaum zu glauben, dass diese Szene aus dem Film „Halt auf freier Strecke“ gar nicht so selten der Realität in deutschen Kliniken entspricht. Am Universitätsklinikum Freiburg möchte man es besser machen. Mit Schauspielpatienten werden Medizinstudentinnen und -studenten auf herausfordernde Patientengespräche vorbereitet, damit sie im Ernstfall richtig reagieren.

„Besonders junge Ärzte sind oft mit schwierigen Situationen, wie dem Überbringen einer schlechten Nachricht, überfordert. Doch gerade, wenn Patienten mit starken Emotionen wie Angst oder Trauer zu kämpfen haben, brauchen sie nicht nur einen fachlich kompetenten Arzt, sondern einen mitfühlenden Begleiter“, erklärt Medizinpsychologin Dr. Götz Fabry, der vor einem Jahr die

Leitung des „ZeSiMed“ (Zentrum für Simulationspatienten der Medizinischen Fakultät) von seiner Kollegin Waltraud Silbernagel übernahm.

„Ein solcher empathischer Umgang mit Patienten kann erlernt werden.“ Neben Techniken, die den zukünftigen Ärzten helfen sollen, die Gespräche richtig zu strukturieren, sollen sie in der Wahrnehmung von Emotionen geschult werden und trainieren, diese auch in Worte zu fassen. „Wenn eine Patientin im Nebensatz

erwähnt, der Ehemann sei vor kurzem verstorben, darf man dies nicht übergehen, auch wenn es erst einmal unangenehm ist“, erklärt Fabry. „Auch Themen wie Sexualität oder Drogenkonsum kosten die Studenten anfangs Überwindung.“

Seit 2006 werden Freiburger Medizinstudenten mit Hilfe von Schauspielpatienten auf



150 ROLLEN FÜR SCHAUSPIELPATIENTEN

Elisabeth Utz ist eine der mittlerweile rund 45 Schauspielpatienten. Die pensionierte Lehrerin und Theaterpädagogin mimt für die Psychosomatik eine geschockte Brustkrebspatientin, in der Psychiatrie eine suizidgefährdete depressive Patientin und in der Allgemeinmedizin sollen die Studierenden sie, eine Diabetikerin mit mangelnder Disziplin, überzeugen, sich gesünder zu ernähren. „Ich achte darauf, wie ich empfangen werde, ob mir beim Antworten genug Zeit gelassen wird und ob der Student das, was ich sage, aufnimmt und darauf eingeht“, berichtet Utz. „Am Ende frage ich mich: Würde ich zu diesem Arzt wieder kommen?“ Nach dem Gespräch geht sie kurz vor die Tür. „Draußen schüttelte ich mich, streiche einmal über Arme und Beine und verändere etwas an meiner Kleidung. Zum Feedback setze ich mich dann auf einen anderen Platz als vorher.“

All dies diene dazu, die Rolle wortwörtlich abzustreifen und sich von ihr zu distanzieren, erklärt Manuela Klaube. Die gelernte Körpersprache-, Kommunikations- und Schauspieltrainerin, die zusätzlich als Krankenschwester in der Psychiatrie arbeitet, war 2006 eine der ersten Schauspielpatientinnen und am Aufbau des ZeSiMed beteiligt. Seit Oktober 2008 leitet sie die Ausbildung der Schauspieler. „Jede der etwa 150 verschiedenen Rollen hat nicht nur eine individuelle Krankengeschichte, die von Ärzten des Universitäts-

klinikums geschrieben wird, sondern auch der soziale und berufliche Hintergrund und Charakter sind genau ausformuliert“, erklärt Klaube.

In mehreren Sitzungen lernen die zukünftigen Schauspielpatienten jede Einzelheit zu ihrer Rolle und dem zugehörigen Krankheitsbild. „Zu jedem Charakter und jeder Erkrankung gehört eine bestimmte Stimme, Mimik und Körperhaltung. Ein depressiver Patient zum Beispiel sitzt mit hängenden Schultern, spricht mit leiser Stimme und zeigt kaum Mimik. In der Rolle einer Borderline-Patientin kann man auch mal aggressiv werden und aus dem Raum stürmen“, erklärt Klaube. Immer wieder übt sie mit den angehenden Schauspielpatienten die Gespräche, dabei spielt sie selbst die Studentin – und gibt sich dabei mal engagiert und mal völlig unmotiviert. „Dann sollen die Schauspielpatienten an mir üben, ein hilfreiches Feedback zu geben.“



23 Medizinstudenten werden auf herausfordernde Patientengespräche vorbereitet, damit sie im Ernstfall richtig reagieren

Patientengespräche aller Art vorbereitet. Im Fach Medizinische Psychologie zum Beispiel üben die angehenden Ärztinnen und Ärzte Anamnesegespräche, in der Psychosomatik neben anderem das Überbringen schlechter Nachrichten, in der Psychiatrie den Umgang mit psychisch instabilen Patienten. Denn nicht nur in Extremsituationen sei eine gute Gesprächsführung wichtig, sagt Götz Fabry. Mit der richtigen Technik könne man im Anamnesegespräch bessere Informationen erhalten, eine Vertrauensbasis zum Patienten aufbauen und diesem ein besseres Verständnis seiner Erkrankung ver-

mitteln. All dies könne wiederum den Behandlungserfolg und die Patientenzufriedenheit erhöhen.

In Seminaren erlernen die Studierenden die Gesprächstechniken, die sie anwenden sollen, sie schauen Videos von besonders schlecht oder gut geführten Gesprächen und direkt vor Eintreffen des Schauspielers oder der Schauspielerin erhalten sie einen kurzen Einführungstext zum Fall. Nach dem Gespräch gibt es ein Feedback von den Kommilitonen und dem Seminarleiter. Auch der „Patient“ kommt zu Wort. (Siehe Kasten)

Die Gespräche mit den Schauspielpatienten seien keinesfalls ein Ersatz für den Kontakt mit echten Patienten, betont Fabry. Vielmehr dienen sie dazu, die Studierenden optimal auf den Patientenkontakt vorzubereiten. „Als Anfänger macht man zwangsläufig Fehler, bei den Schauspielpatienten bleiben diese aber ohne Konsequenz und können von ihnen sogar kommentiert und von den Lehrenden korrigiert werden. So profitieren nicht nur die Studenten, sondern auch ihre zukünftigen Patienten.“